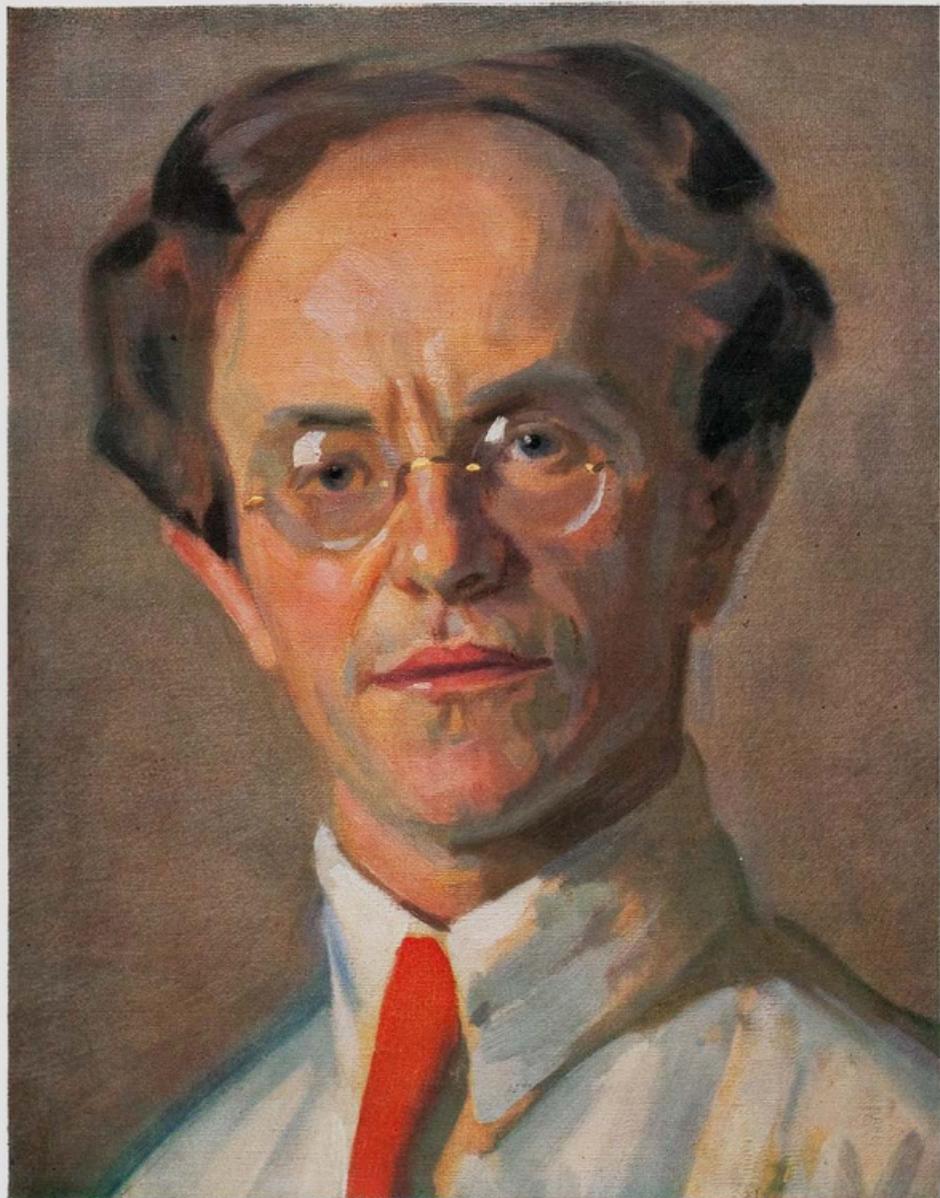


J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 17



Professor Richard Trunk

H. Barrenscheen



Johann Sebastian Bach

Von Lothar Walther, München

Johann Sebastian Bach ist uns Deutschen nicht nur der größte Musiker. Er bedeutet für uns auch Anfang und Ende aller Musik schlechthin. Anfang, denn wie können wir keine deutsche Musik mehr denken, die, unvereinbar mit seinem Geiste, dennoch Bestand hätte. Ende, weil das Erlöschen der Kräfte, die von ihm ausgehen, für uns den Untergang deutscher Musik überhaupt bedeuten würde. Diesen Glauben an Bach teilen wir mit den Meistern deutscher Tonkunst, deren eigene Aussprüche Bach den absoluten Vorrang geben.

Die Chronik dieses Mannes, dessen Name uns ein Symbol ist, weiß nichts Außergewöhnliches zu berichten. Sein Leben, dem höchste Vollendung gelang, blieb frei von dramatischen Begebenheiten oder gar abenteuerlichen Schicksalen. Wer bei ihm nach Akzenten seines äußeren Daseins oder gar nach Bekanntheiten und Auszeichnungen „höchsten Verdes und höchster Lust“, kurz, nach den Attributen eines Künstlergenies sucht, dessen Fragewürdigkeit seit Friedrich Nietzsche viele Deutsche wieder empfinden, wird Bachs Lebensbeschreibung enttäuscht beiseite legen. Bach spricht nur zu uns durch seine Kunst! Die Kräfte seines Genies leuchteten weder meteorhaft auf, noch erloschen sie mit ihm, sie bereiteten sich langsam vor. Hundertfünfzig Jahre vor Johann Sebastian Bachs Geburt taucht zum ersten Male der Name eines Spielmanns Bach auf. Schon im 17. Jahrhundert waren die Bache ein allerorts verbreiteter Musikergeschlecht. Johann Sebastian selbst war mit Kindern so gesegnet, daß er einmal begünstigt in einem Briefe berichten konnte: „Meine Kinder sind insgesamt musikalisch und kann versichern, daß ich schon ein concert vocaliter und instrumentaler mit meiner Familie feiern kann.“

In Bachs Söhnen kam die Schöpferkraft der „Bache“ zu letzter Entfaltung. Sie, die mehr Ruhm zu ihren Lebzeiten ernteten, als der Vater, schufen in ihrer Musik die Brücken, die von der Kunst des Thomas Tomoro zu Haydn und Mozart führen sollten.

Johann Sebastian Bachs Laufbahn begann in jenen hergebrachten Formen, denen Deutschlands letzte einheitliche Stilperiode, das Barock, als Erbe und Abschluß mittelalterlicher Tradition zugleich, die großartige Geschlossenheit seines musikalischen Ausdruckes verdankt. Bachs wertvolles Wanderleben brachte den frühverwaisten Sohn eines Stadt-musikus mit den zahlreichen Kunstströmungen seiner Zeit in Berührung. Diese hatten, von Süden und Westen eindringend, ihren Sammelplatz in den kleinen norddeutschen Residenzen gefunden. So fand Johann Sebastian, ohne je einen Fuß ins Ausland gesetzt zu haben, unter dem Eindruck französischer Eleganz, italienischer Formschönheit. Auch später hat er nie den Drang verleugnet, fremde Kunst kennenzulernen. Die Uneigentlichkeit, mit der er neue Eindrücke einbezog, ist wie ein Vorbild für das damalige Wachstum deutscher Kunst. Denn sie entsprach der Wunderkraft, alle Anregungen zu verwandeln, Zeitkunst in Erstlingswerke umzuwandeln.

Sein innerster Drang zog ihn in andere Richtung. Der 20jährige begannnte dem Manne, der ihm das Erbe nordischer Musik in reiner Gestalt vermitteln sollte: Dietrich Buxtehude. Johann Sebastian Bach, der junge Kunststatter Organist, der seinen Urlaub nach Lübeck ins weite übertrat, weil er sich von der überwältigenden Macht Buxtehude'scher Orgelimpresosationen nicht trennen konnte: hier hatte er den

entscheidenden Eindruck seines Lebens. Die Wunder spontanen Musizieren, nie aufzuhörten, sein Die beobachtete sie, in Bach lebte sie weiter. Fünfzig Jahre weiter und Bach war der große Drehwirt, der den französischen Meister Marchand aus dem Felde schlug. Die Nation blühte mit Etzky auf ihn. Zwanzig Jahre später: Deutschlands „größter Harmonist“, wie seine Zeitgenossen ihn nannten, führt vor Friedrich dem Großen aus dem „königlichen“ Thema durch, das der Nachwelt als „Musikalisches Opfer“ erhalten blieb.

Einigen Zeitgenossen, einer Generation, die bereits den „Jalen der „gefälligen Melodie“ huldigte, fehlte das Verständnis für die Tiefe seiner großen Schöpfungen. Was man ihm doch vor, er „verdunkelte die Schönheit seiner Stücke durch allzu große Kunst“. Erst lebte die Werke, die Namen, an denen man ihn messen zu dürfen glaubte, sind verloren. Doch die Gewalt seiner unmittelbaren Improvisation erschloß ihm die vollste Anerkennung seiner Mitwelt. Als letzter Repräsentant nordischer Orgelkunst, als Barockes Erbe genoss er Kubin.

Den äußeren Bedingungen des Bachschen Schaffens, Anstellungen und Aufträgen, wie unscheinbar und fast banal sie uns heute erscheinen, kommt doch ein großer Einfluß auf die universale Fülle seines Werkes zu. Eine Unrast liegt über seinen ersten zwanzig Schaffensjahren mit ihren vornehmlichen Anstellungen bald als Organist, bald als Kammermusikus. Wie wissen nicht, lag sie in seinem Schicksal, lag sie in ihm. Doch verdanken wir der Vielfältigkeit seiner Aufgabe, um nur ein Beispiel zu nennen, jene Brandenburgerischen Konzerte, in denen Bach italienische Formelnarbeit mit seinem Geiste erfüllte. Auch später, als das Wanderleben aufgehört hatte, konnte eine Isolationstellung von größter Bedeutung werden. Jener Freiherr von Keyserling, der sich von Bach für seine schloßlichen Rächte eine Komposition von „zusätzlich sanfter und munterer Art erbat“, abtete nicht, daß die Nachwelt seiner Schlaflosigkeit den Julius der Goldbergvariationen verdanken würde, in denen Bach kontapunktuelle Kunst mit den Formen des damaligen Zeitepochen zu einem Mikrokosmos seines Schaffens verwoben hat.

Nach zwanzig Jahren des Wechsels entstand ihm in der Übernahme der angesehenen Thomaskantorstelle in Leipzig die feste Wirkungsstätte. Dort blieb er 27 Jahre, bis zu seinem Tod. Der eigenwillige Mann, von dessen Temperamentsausbrüchen die Umwelt manche tolle Geschichte berichtet, hatte es nicht leicht in diesen Rahmen, den er gern wieder verlassen hätte. Wo es um seine Musik ging, war er ein hartnäckiger Erreiter und seine „wunderliche und der Musik wenig ergebene Ehrgeiz“ mag manchmal einen schweren Stand mit ihm gehabt haben. Doch hinderten die äußeren Schwierigkeiten nicht die Vollendung seines Lebenswerks: Hier entstanden die Passionen, Kantaten, das Große Klavier- und Orgelwerk und kurz vor seinem Tode sein Vermächtnis: Die „Kunst der Fuge“, in der er noch einmal das Reich der Polyphonie, das Erbe nordischer Meistergenerationen, bis an die Grenzen des Möglichen erweiterte.

Es ist uns heute unbegreiflich, daß Bachs Werke nach seinem Tode so schnell in Vergessenheit geraten konnten. Nur an seiner Wirkungsstätte, der Thomasschule in Leipzig, rieselte still die Pflege seiner geistlichen Werke weiter; seine Choräle und Motetten blieben Tradition der Thomaner. Ein Thomasschüler war es auch, Friedrich Korblich, der fünfzig Jahre später half, Bachs Namen für immer der Vergessenheit zu entreißen. Daß Bachs eigene Söhne sich von seiner Schöpfungsart abwandten, war kein Unerwartet. Freimütig gestanden sie, „sie hätten sich notwendig einen eigenen Etos wählen müssen, weil sie ihren Vater in dem seinigen doch nie erreicht haben würden“. Zudem standen sie in dem Erben einer anderen Zeit, und wenn Johann Christian von seinem Vater als der „alten Perle“ sprach, so einschuldigt sich diese Liebeslosigkeit durch die Begeisterung für die neuen Ideale, die zu der Welt unserer klassischen Musik führen sollten. So sehen wie

Deutschlands größtes musikalisches Jahrhundert im Bilde als die Folge zweier Weigen: Kaum hatte Bachs Kunst sich vollendet, so drängte die Generation seiner Söhne nach zweitem Beispiel, eine neue Kunstwelt entstand mit Handn, Mozart, Beethoven.

Doch schon in Beethovens Schaffen strömte Bachs Kunst wieder ein. Der jugendliche Beethoven hatte das wohltemperierte Klavier studiert. In seinen Opusnummern verknüpfte er letzten persönlichen Ausdruck mit polyphonen Geist. Um die gleiche Zeit begann Deutschland sich auf Bach zu besinnen. Seitdem lebte Bach in zweifacher Weise im deutschen Volk weiter. Mit der Aufführung der Matthäuspassionen hatte die Welteroberung seiner Werke für die Öffentlichkeit begonnen, mit Beethovens letzter Schaffensperiode sein direkter Einfluß auf die großen Komponisten des 19. Jahrhunderts. Die Ene b-a-c-h-heit wurde als Jugendbeina eines musikalischen Einzel, um dessen musikalische Bedeutung seit Schumann fast jeder Komponist gerungen hat. Anton Bruckner schrieb eigenhändig die Kunst der Fuge ab, Bachs Orgel lebt verwandelt in seinen Symbiosen weiter. Max Reger, dem wie das Wort verdankt: „Bach ist Anfang und Ende aller Musik“, schuf nach Zeiten des Verfalls eine neue deutsche Kirchenmusik nach dem Vorbilde des großen Thomaskantors. So setzen deutsche Musiker Bach in ihrem eigenen Schaffen ein lebendiges Denkmal.

Und wie? Brauchen wir 230 Jahre nach Bachs Geburt noch Wege zu ihm? Ja und nein! Gewiß, der äußere Zugang steht jedem offen, doch betreten wir auch im Geiste die Wege, die Bachs Musik uns führt? Vor hundert Jahren schrieb Carl Friedrich Zelter: „Wir erhalten uns im Grunde zu diesem großen Genius wie die Kinder, die an einem Glöckchen äußerlich herantasten“. Heute scheint uns dies Wort veraltet. Von äußerlichen Herantasten sind seitdem viele Bemühungen zu einem tieferen Begreifen und Erleben weiter und manche von uns lassen nach den vielen Deutungen Bachs Werk lieber wieder unmittelbar zu sich sprechen. Seit Alfred Schweizer aus die reiche Wörterprache Bachs jeder Kantatenkunst erschlossen hat, kündigt uns der Streit um die Auffassungen von „subjektivem“ oder „objektivem“ Bach nicht mehr, heute sehen wir in Bachs Schaffen strengste Formalkunst und lebendigsten Ausdruck vereint.

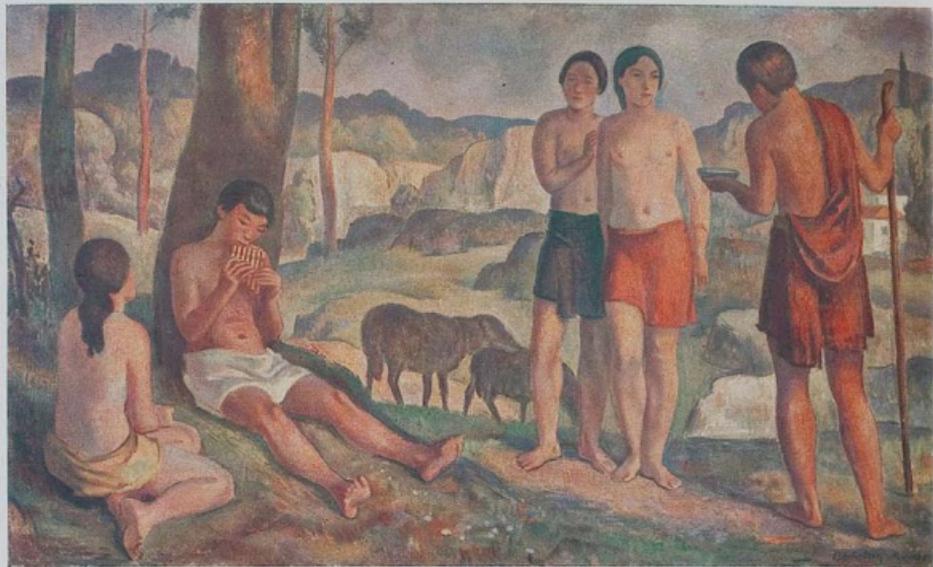
So zu Bach wieder hingeführt, sollen wir auch die Impulse spüren, die von ihm ausgehen. Religiöse Inzidenz, Lösung vom „Getriebe der Zeit“, alles, was Befreiung der Seele heißt, kann Bach, vielleicht nur Bach uns heute geben. Als Friedrich Nietzsche die Eingebung des geliebten Brucknerer Magars wie zu Bedrohung über sich zu empfinden begann, flüchtete er zu Beethoven und Bach als dem „musikalischen Hausalter der Deutschen“.

Uns aber ist Bachs Kunst nicht nur der Hausaltar, sondern ein Tor in die große musikalische Vergangenheit Deutschlands. Anders sehen wir Bach daher als Richard Wagner, der ihn einen „musikalischen Wundermann... während des grauenvollen Jahrhunderts der gänzlichen Erloschenheit des deutschen Volkes“ genannt hat. Denn Bachs Kunst lebte in der großen schöpferischen Welle des deutschen Barock, nicht vereinzelt, sondern im regen Austausch mit allen Kräften seiner Zeit, das Erbe nordisch-mittelalterlicher Vergangenheit noch einmal in die Form lebendiger Bewegtheit sammelnd.

Das Wunder seiner Kunst ist, daß sie, im Rahmen und mit den Mitteln ihrer Zeit gewachsen, doch in ihrer Ausdrucksgewalt die Bedingtheit verzeihen läßt. Von dieser Gewalt berichtet fand Goethe das Wort, das im Geist überall steht, wo Menschen Bach erleben:

„Mir ist bei Bach, als ob sich die ewige Harmonie mit sich selbst unterhielte, wie sich etwa in Gottes Busen kurz vor der Schöpfung mag zugetragen haben.“





Das Hirtenlied

Lothar Bechstein

Legenden von der Barmherzigkeit

Von Wilhelm Auffermann

Es war zur Zeit der größten Verlorenheit, die nicht in der Welt lag, sondern in den Herzen dreierjüngigen, die sie fühlten. Da hatte auch Pilatus einen Mörder namens Barabas als Gefangenen. Darum sprach er zu dem Volke: „Es ist Gewohnheit, daß ich euch alle Jahre am Ostertage einen Gefangenen losgebe. Welchen wollt ihr nun haben, den Mörder Barabas oder Jesum?“ Und er dachte im stillen, daß das Volk Jesum losbegehren würde. Aber das Volk war einig und schrie: „Barabas! Wir wollen den Barabas!“ Nur Johannes, der bis jetzt in Schmerz versunken unerkannt dagestanden war, hob nun sein Haupt ein wenig und rief: „Jesum!“ Und seine Worte waren wie Mistel und drangen in Pilatus ein, so daß dieser mit Absicht, damit sich das ausgebehrte Volk schämen sollte, Jesum einem Mörder hintanzuführen, noch einmal fragte: „Ihr wollt, daß ich den Judenkönig losgeben soll?“ Das gefammelte Volk rief abermals: „Du hörst ja, daß wir diesen nicht haben wollen, darum tue ihn aus unsern Augen hinweg und gib uns Barabas frei!“

Da wußte Johannes, daß sie Jesum töten würden und er weinte bitterlich und trat auf Jesum zu. „Meister“, schluchzte er, „Meister... weil es vielleicht das letztemal ist... kannst du mir verzeihen?“

Und Jesum antwortete: „Noch schickst du mich nicht das letztemal. Was hätte ich die auch zu verzeihen?“

Johannes sprach: „Wenn ich, ohne es zu wollen, die Schmerz bereitet haben sollte...!“

Und Jesum: „Ich habe die nicht zu verzeihen. Aber es ist wahr, du hast mir sehr wehe getan.“

Da richtete Johannes mit schmerzlichen Erstaunen seine Augen fragend zum Meister und hob stehend die Hände. Dieser aber neigte ihn mahnend sein Gesicht zu: „Johannes... du wolltest den Barabas kreuzigen lassen.“

Als das Heil der ganzen Welt zwischen zwei Mörderinnen verblutet am Kreuzestamm hing und Magdalena und Johannes die wehklagende Mutter unseres Heilandes gen die Stadt zurückführten, geschah es, daß verursacht durch die furchtbaren seltsamen Leiden, Maria die letzten Kräfte verliessen und sie zu Boden sank. Ein Weib, das gleich ihnen unter dem Kreuz gerechtfertigt hatte und gefolgt war, sah dies und holte aus Jerusalem Labung. Und als Maria durch die Fürsorge der frommen Frau zu neuem schmerzlichen Bewußtsein erwacht war, erkannte sie die hingebende fromme Frau und sah: zwei Tränen quellen leidschillend aus ihren Augen. Sie legte die Arme um ihren Nacken: „Sag mir, wer bist du? Ich sah dich auf Kalyaria. Ging auch die sein Sterben so nahe?“

Da löste sich das Weib zart aus den Armen Marias: „Unendlich viel verdanke ich Deinem Echnen.“ Und sie neigte voll Echnen ihr Haupt bis es die Füße der Vortemutter berührte. Hauchte mit unendlichen Echnen und doch mit unsagbarer Glückseligkeit: „Mein Kind ist bei ihm!... Ich bin die Mutter des rechten Echners!“

Der Tod der alten Hähin

Von Jörg Engelschalk

In den Fenstern zittern die Vorhänge! Der Herrgott in der Stuben-
ecke schaut traurig vom Holze. Papierblumen, die sich um das braune
Kreuz winden, wollen ihr knalliges Rot verdecken, schümen sich ihrer
eigenen Farbe.

Um den großen Tisch sitzen die Nachbarn! Eßten Nachbarinnen!
An der Ofenbank knien Kinder... „wenn's nur der Herrgott bald zu
sich nimmt“... alle haben sie Angst! Allen ist es unheimlich! „Wenn
nur nicht der Herrgott da in der Ecke selber herabsteigt, die alte Hähin
zu holen. Der Bierkrug auf dem Tische wird nicht leer. Der Brot-
laib verliert nichts von seiner braunhohen Schwere.“

„Ich jeho' recht, a' altes Leut auswarten, aber in dem Fall dauert
es jehen bald zu lange...“

Drei Tage sind es jetzt, daß die alte Hähin ziele! Drei Tage schon
liegt sie im Sterben! Kaufst mit dem Tode und er will sie nicht haben.

„Himmliſcher Vater, in deine Hände lege ich über arme Seele, auf
daß sie Darmberzähigkeit erlange. Laut betet der Stoffelweil vor, noch
lauter beten die anderen nach... „in deine Hand' lege ich...“

Da bricht der Glas den Baum... Nimm den Krug! Will trinken!
Echt gleich wieder ab! „Die Hähin kann waal!“ Im Krug ist statt
des erwarteten Bieres bloß Eheps.

Die Männer schauen sich an... die Weiber rufen zusammen! „Hat
d' Hähin, noch im Leben, ihn strafen wollen für sein frevelndes Tun?“

Der Glas ist kein selcher. Er nimmt den Krug nochmal in die
Hand, mit einem Eheps leert er seinen Inhalt auf den Stuben-
boden... eine große, braune, malzig riechende Lade.

Entsetzt ist die ganze Gemeinde. „Und eger Toren“, er stapft einen
neben ihm sitzenden Burichen, „eger holst an neuen Krug voll, auf der



Aus der Passion

Albrecht Dürer

Hähin ihrer Rechnung, aber Bier! Kein' Eheps. Nachbar wollen
wir's jehen.“

Der Loni schiebt mit dem Krug ab... näher zum Kagazzer, dem
Wirt.

Da weht der Wind die auf dem Tische stehenden, brennenden Kerzen
aus. Hinter dem Loni wiefst sich die Lär zu! Von draussen rein wiefst
die Come Echatten. Jekelt genau auf den Baraweiß ihren Schutz
einen Dreizak... dieser Dreizak leuchtet auf der hellblauen Erde wie
ein Stern, sieht nicht aus, als ob er bloß aus Bergnügen da wäre...
Da knarzt die Kammerstiege. Im Hofe garrt ein Lauber. Der
Hund schleicht winselnd um das Haus! Aus dem Stall fetten die
Rinder... und jetzt garrt noch eine Bernie dagwischen... warum?
Ghast, garr... daß es den Männern und Frauen bis an die Seele
deinat...
„Herr, empfang' in deine darmberzigen Arme ihre Seele...“

In der Kammer, in die die kleine Eisee von der Stube aus führt,
liegt, in ihrem Bette, die Hähin. Hat ihre Augen weit auf! Sieht in
den Tag! Sieht weiße und schwarze Lächer, sieht goldene Sterne und
blutrotes Feuer! Sieht einen ganz und gar verbrannten rechten Fuß...
daran hängt, die erst neulich verflorbene, Nimmvolflin... hängt an
ihrem Fuße wie an einem Etrickel, will weiter gehen, weiter... aber
der Fuß geht nicht mit, jetzt fangt er hellaus zu brennen an, brennt
liebterlich.

„Herr, empfang' in deine darmberzigen Arme ihre Seele...“

Wenn man nicht wüßte, daß es bunte Osterker sind, würde man
glauben, auf dem Fensterbrette säßen rote, blaue und grüne Engelchen!
Geßeten und summen mit dem grünen Grase und mit dem rosa Winde
um das Haus! Geßeten, um in dem Hause das abfäulisch Nubige
und doch so Knarrende zu vertreiben, um dem Gheßenen, Erhalbenen
Platz zu gönnen.

Die Hähin glaubt man wohl, auf ihrer Stirn sitzt etwas, das sie
ständig an den Knarren siehe, aber so oft sie auch immer wieder mit
der einen Hand hoch will, es gelangt ihr nicht, es geht nicht! Und
die Augen, mit denen sie liest, auch schon bejahren, Tochter, die



Albrecht Dürer

Aus der Passion

streichend auf einem hart an das Bett gelehnten Stuhle sitzt, zuwinken will, dreht sich nicht mehr in ihrem Gehäuse. . . Es wäre möglich, daß sie schon im voraus vom Christen Tod beschlagnahet sind, oder was ist damit? Was sollen sie denn noch im Kopfe? Sie leben nicht. Sie können nicht auf sich aufmerksam machen! Warum sind sie noch da?

Die Hähnsin greift! Streift an einem weißen Halbtuch, das schon so groß ist, daß es sich über ihren Schoß weit ausbreitet, aber es soll noch größer, noch reicher werden, denn der Wollknäuel, aus dem Stränge und faul der Haaren in die Nadeln schlief, hat immer noch einen erstaunlichen Umfang, fast so groß wie der Kopf der so ruhig und still daliegenden Hähnsin.

Es reißt sich sonderbar! Immer wenn die Cofie bei ihrem Strich abbrechen muß, ist auch gerade ein Gefäßlein des Rosenkranzes, den die Leute unten in der Stube jetzt laut beten, vorbei. Ohne eigentliche Mühe, ohne viel Umstände kann sich die Cofie das hierbei vorgezeichnete Kreuzzeichen auf Stirne und Mund und Brust machen. . . und fällt sie dabei wirklich einmal eine Stricknadel aus der Hand, oder verliert sie gar eine Nadel, unerklärlich, nicht der leiseste Ton des Mißbehagens kommt ihr über die Lippen.

Draußen will es Frühling werden! Die Come will schon warm scheinen und beregen machen, daß doch eigentlich der Tod, das Erben die Hauptgabe und das Bedürfnis der vielen, vielen Lebenden ist! Wie gesagt, will. . . Die Come ist da! Auch die Pfefferer sind da! Es ist auch in den Gärten und auf den Wiesen schon das grüne Gras gesprossen, und, allerdings es ist nur eine allereinzige, eine gelbe Dotterblume, kriecht fett am Rande eines Tümpels entlang, schlängelt ihre fatten Blätter und ihre müden Stengel an den moosigen Ufer hoch. . . Im Tümpel liegt, noch vom Winter her, der Rest einer Bude aus Holz! Während das ganze Dorf sich veranigete am Eispiel,

am Laufen auf metallenen Schienen, am Vortreiben einer eisenschlagenen Scheibe, stand in dieser Bude, der man das gezogene Eis den Halt genommen, die Hähnsin! Stand darin mit großen weichen Tüchern um die Füße, und verkaufte, es waren auch Herrschaften aus dem Städtchen gekommen, Jagariten und große, runde, heiße Kuchen mit Teel! In jedes der Gläser, in die der Tee ganz ferne Länder zauberte, goß sie bedächtig von dem fetten Schnaps, der sonst ruhig und still, in einer blauen Flasche, auf dem Boden der Bude seine Zeit verbrachte. . .

Könnte man jetzt in der Kammer, in der die Hähnsin den Tod erwartet, die Türe des Schrankes öffnen, die blaue Flasche, allerdings mit arg zusammengeknülltem Inhalt, trotz des sparsamen Verbrauches, sieht darin! Gleich an der Türe! Bloß versteckt vom grünhüllenden Staatsrock der Hähnsin.

Und diese Flasche, sie war es, um die die Fremdschaft unten in der Stube die Hähnsin benedete! Sie will dieselbe nicht oben im Kasten, sondern, jedermann zugänglich, bei ihnen da auf dem Tische haben! Und nur diese Flasche ist schuld, daß die Gebete von mander oder manchem, bei Leibe nicht von allen, nur lau und so gar nicht bittend zum Herrgott rufen.

Immer wenn es Frühling werden will, stemmt sich etwas dagegen! Immer wenn jemand sterben will, kommt jemand und will es nicht haben.

In unserer Falle sind es die Leute in der Stube! „Wenn's nur der Herrgott bald zu sich nimmt!“ ist das Meist. Niemand wird wohl an den Sinn dieser Worte zweifeln! Aber es sind nur Worte, die von den Lippen kommen! Jammerschind die Leute dagegen.

„Ist die Hähnsin nicht doch eine Hege?“ Nie hätte jemand sich solches laut denken trauen. . . es sagt nur am Allermeisten! „Ist der Hege der Hähnsin nicht doch ein ganz andere als der, der da oben am Kreuz hängt? Und warum nimmt er sie nicht? Er will sie nicht haben! Vielleicht dann, wenn jemand sich fände, der ihr den alten Pech abnehme, sich selber damit belädt. . . bis er dann, auch in den letzten Tagen, in der ganz gleichen Lage. . .“

„Schauen die Augen des alten Weibes nicht über die Kammerdecke hinaus! Haben sie nicht etwas, was man sonst bei gar niemanden sieht? Ihr erlöschendes Licht ist gelb und wachsig, rote, ganz feine Streifen streuen aus dem Weiß. . . drängen ins Licht.“

Wenn sie nur noch einmal den verkalteten Mund öffnen würde, dann könnte man es erfahren. . . dann müßte sie es gesehen.

Die Cofie auf ihrem Stuhle streift! Das Tuch wird immer größer! Jetzt! Die Mutter deckt die Augen, nimmt die Hand aus der Decke! Hebt den Kopf, hebt den ganzen Oberkörper, sitzt schauend im Bette. . . die Kissen unter ihr blähen sich auf und die darauf gedrückten furchigen Mutter schauen entsetzt auf die Cofie! Haben auf einmal alle Leben bekommen.

Da macht die Mutter den Mund auf. . .??? „Los ganz her. . . an der Stalltür, den Beck. . . nimm ihn weg. . . und, da, diese.“ Die Hähnsin fällt müde zurück, kann nicht mehr ausreden.

Die Kammerstiege knarrt beleidigt unter den schnellen Tritten der Cofie! Durch die Türe, bei der Haustür hinaus, die Stalltür hinein. . . es meckert der hart an der Tür angebundene Beck ihr entgegen! Schaut beghehlich das weibliche Wesen! Die Cofie furchtet ihn nicht, kettet ihn los, treibt ihn mit Schlägen tief in das Dunkel des Stalles! Bindet den riesigen Hörnerträger an die Kleinvürste, kettet ihn fest, nicht achtend des Gestanks dieses Abgesandten der Mächte.

Und da. . . kaum ist die Stalltür frei. . . treibt es einen ganz leichten Strohhalm durch den offenen Spalt, er schwebt in der Luft und lenkt vorzüglich im Windhauch. . . Der Beck stänkert vor, die mahdenden Kühe sehen auf und in ihrem Gatter, die Schweine, fliehen auseinander, eine Herde, die flatternd den Schlag sucht, verliert auf der Etage ihr Ei. Es zerföhlt laut auf den Fliesen des Bodens, zerfällt samt dem Keime, samt dem Leben in ihm, auf dem schmutzigen Boden des Stalles.

Und der Strohhalm schiff durch den Raum, schaukelt leicht um den, von der Türe verschoben, ihn nun nicht mehr gefährlichen Beck.

Die Cofie geht eilig zurück! Durch die Stalltür, durch die Haustür, in die Stube, über die Etage rasch in die Kammer! Fortgehend schauen die Leute ihr



Toni Bichl

Knospen



Landschaft

Walter Dolch-Amberg

nach... „Es muß etwas geschehen sein!“ In der Kammer, wo eben noch der Kampf mit dem Bösen, liegt friedlich in ihrem Bette die Häsin! Weich in die Kissen gebüllt, wie eine gebrochene Blume, schiebt zum Zerfallen, so leicht, eine Veibel! Die hat so schön sie im Leben gelegen! Die Augenlider geschlossen, die Lippen betend gefaltet, aus den Falten der Haut leuchtet der Tod! Durchschimmert die Kammer, dringt mit seiner unendlichen Kübe bis hinter in die Stube... „Ist also doch das Todsein und nicht das Leben das Schöne.“

In der Stube fest der Glas den Krug auf den Tisch. Er wird ihn

nicht erheben... er ist geleert bis zum Grunde und kein Anlaß, daß er je wieder gefüllt wird.

Das noch nicht fertige Halstuch in den Händen, schwebt die Sofje die Treppe herab... berührt kaum die Bretter der Stiege... „Jäger ist sie erlöst!“ und sie gändert die nicht wieder brennenden Kerzen auf dem Tische neu an... macht die Vorhänge an den Fenstern zu und öffnet weit die Türen... draußen treibt der Wind um das Haus einen ganz liebsten Strohhalm, treibt ihn immer rundum, rundum heute und rundum morgen und, vielleicht, übermorgen auch noch...

MORGEN IM WALD

*Sanft hat der Fluß die lange Nacht gerauscht,
der Wind geströmt im hohen Gipfelmeer:
noch träumt das Tal, bezaubert und berauscht
von eignen Stimmen, dämmernächtlich schwer.*

*Da stößt der Wald den ersten Atem aus,
es quillt wie Milch aus umgestürztem Krüge —
und zögert neblig in den Dunst hinaus —
und lichtet sich am Berg zu leichtem Fluge.*

*Der Fluß rauscht wie ein Trunkener ins Land,
singt schlummertiefe, brunnendunkle Worte,
wältz Gram und Lust und nur ein wenig Sand,
und schwankend wogt er durch die Dämmerpforte.*

*Aus einem Abgrund steigt der Tag herauf,
sein Licht erfüllt die Welt mit kühlen Schauern;
da fährt der Wald mit allen Vögeln auf
und überstimmt mit Jubel Nacht und Trauern.*

Georg Schwarz

J. Baringer:

Die Kontrolle über den Betrieb

Einer der Eckpfeiler des kommenden Paradieses auf Erden — der Dritten Internationalen, ist: Die Kontrolle über den Betrieb.

Ich weiß genau, welche Formen diese Sache annehmen wird.

Der Schweißsteller hatte sich eben an seinen Schreibisch gesetzt, als ihm gemeldet wurde:

„Jugendweiche Arbeiter sind gekommen.“
„Laß sie eintreten, Womit kann ich Ihnen dienen, meine Herren?“

„Wie sind also die Arbeiterkontrolle über den Betrieb, Der Ausschuß?“
„Kontrolle? Über welchem Betrieb?“

„Über Ihren.“

„Was bestre ich für einen Betrieb? Ich schreibe Erzählungen, Feuilletonartikel... Das unterliegt keiner Kontrolle.“

„Alle redet Ihr so. Wie sind der Ausschuß von der Buchdruckerei und der Genossenschaft der Zeitungsdarsteller und wie werden Ihren Betrieb kontrollieren.“

„Entschuldigen Sie... Aber wie wollen Sie diese Kontrolle verwirklichen?“

„Sehr einfach. Wie werden uns hier neben Sie setzen, und... Sie, was wollen Sie eigentlich schreiben?“

„Das weiß ich noch nicht: Ich habe kein Thema.“

„Nun, so denken Sie sich eins aus.“

„Schön, wenn Sie fort sind, werd' ich mir eins ausdenken.“

„Das gibt es nicht. Lassen Sie diese überleben Ehreze! Denken Sie sich sofort etwas aus.“

„Aber ich kann mich doch nicht konzentrieren, wenn zwei fremde Physiognomien...“

„Verzeihen Sie, wir sind durchaus keine fremden Physiognomien, sondern die Arbeiterkontrolle über Ihren Betrieb! Nun?“

„Was heißt hier Nun?“

„Denken Sie rascher.“

„Aber so verstehen Sie doch, daß jeder Schreibungsakt eine so intime Angelegenheit ist...“

„Ehnen Sie, dieses Intime eben darf ganz und gar nicht sein! Alles muß offen gemacht werden, vor den Augen aller und unter Kontrolle.“

Der Schweißsteller jung an, nachzudenken.
„Gehatten Sie, worüber denken Sie jetzt nach?“

„Hören Sie mich jetzt nicht! Ich denke über ein Thema nach.“

„Ehnen Sie, das ist recht. Nur rascher müssen Sie denken. Nun? Haben Sie sich etwas ausgedacht?“

„Aber warum heßen Sie mich so?“

„Deswegen sind wir auch die Kontrolle, damit die Zeit nicht unnützlich vergeudet wird.“

„Nun, rascher, rascher!“

„Aber verstehen Sie doch, daß ich mich so nicht konzentrieren kann, wenn Sie mit jedem Augenblick mit Unterhalten auf den Rücken!“

Die Arbeiterkontrolle verstummte und begann neugierig das Gesicht des in Gedanken verfuntenen Schweißstellers zu betrachten.

Der Schweißsteller rieb sich indessen den Kopf, kratzte sich hinter dem Ohr, schobte und sprang endlich verzweifelt auf:

„Aber so verstehen Sie doch, daß man nicht denken kann, wenn einem vier Augen anstieren wie der Himmels das neue Tier.“

Die Arbeiterkontrolle warf sich untereinander Blide zu.

„Merken Sie, Genosse? Eine regelrechte Sabotage! Dann sprich nicht mit ihm, dann sieh ihn nicht an, wünschlich wie er einem noch zu atmen verbietet! Als wie nicht hier waren, nicht wahr — da schrieb er! Da konnte er schreiben, aber jetzt geht es nicht? Unter der Kontrolle geht so etwas schief! Wenn alles offen vor sich geben soll, ohne Betrug, — dann arbeitet der Kopf nicht! Schön!... So werden wir es auch an die dafür zuständige Stelle berichten!“

Die Arbeiterkontrolle erhob sich und ging guttief beleidigt und mit den Füßen stampfend davon.

Der Autor!

In der guten, alten Zeit schloß man ähnliche Erzeugnisse mit dem Worten:

...hier erwachte der Schweißsteller, ganz in kalten Schweiß gebadet.“

Wehe, ich kann nicht so schliefen.

Darum, weil — wenn wie auch in kaltem Schweiß gebadet, aber immer noch nicht erwacht sind.

Frühlingsminiatur

Ein frohes Vöglein piept.
Drei Wölkchen segeln heiter.
Der Staub der Straße stiebt
Der Lenzwind segt ihn weiter.

Der Rasenplatz wird wach.
Die kleinen Gräser stehn
und wachsen nach und nach
vom In-die-Sonne-sehn.

Der Tag hat Lust zu bleiben.
Er schmückt mit Abendglühn
recht viele Fensterscheiben,
bevor die Dämmer ziehn.



DER FLUCHER

Von weither kamen die Leute nach Kumburg, um den Hille Franz fluchen zu hören. Der Vater Lehner aber warnte ihn. Er solle den Namen Gottes aus den Fluchen lassen, denn dies sei ein sündhaftes Tun!

Hille Franz schlug die Mahnung in den Wind und fluchte weiter.

„Franz, Franz“, sagte der Vater Lehner, „Gottes Zorn wüd über dich kommen!“

Und siehe, so geschah es auch. Die Hille Marie, Franzens Ehesweib, wurde immer anfälliger und randsüchtiger, bis eines Tages die Befreiung geschah und Hille Franz doppelter Vater war. Da sagte er noch einen Kerschlauch und dann war er still. Der Vater Lehner aber batte man sehr viel Mühe, ihn davon zu überzeugen, daß nicht Gottes Zorn, sondern Gottes Segen über ihn gekommen sei, und wenn Franz auch nicht sehr widersprach, war er deshalb noch keineswegs gewiß, ob der Glaube an den Segen Gottes schon Wurzel in ihm gefaßt hatte.

Während des Schützenfestes wurde es dann offenbar, wie es um den Hille Franz stand. Denn als er zwölf Krüger Bier die Kegel hatte hinunterlaufen lassen, war er mittellungsbedürftig geworden und mußte sich dem Schützenbruder Karl anvertrauen.

„Korle“, hat er zu ihm gesagt, „ejs vu dan Zwieling is vu mir, jo! Ober dos andre, — na, deu drüber red' inne ne reischt!“ — und hat rasch zwei Brote hintereinander zum Herrgott hinauf geworfen, einen anlängerischen und einen sehr ängstlichen. Geschluckt aber hat er sein Leben lang nimmer.



Der Baum

H. Mayrhofer-Passau

Liebe Jugend!

Kalf hat eine Kanone und eine Schachtel Bleisoldaten. Damit spielt er den ganzen Tag Krieg. Aber jene Coreie Krieg, wie ihn die Cede eines fünfjährigen sich vorstellt. Sie stellt ihn sich furchtbar einfach vor. Kalf funkt mit seiner Kanone einmal über den Teppich und schon liegen alle Feinde blutüberströmt am Boden.

Nur einer bleibt von dem Gemisch ungetroffen. Er ist dem Kugelregen überhaupt nicht ausgesetzt und steht, während die andern bluten, in einem Schilderbusen ganz verjüngt Pöfen. Das Gewebe über, tut er, als käme ihn der Krieg nichts an.

Da wie uns seine Aufgabe nicht erklären können, fragen wir: „Kalf, sage mal, was ist denn mit dem da? Warum machst der denn nicht mit? Wird der nicht gebraucht?“

Kalf sieht uns fassungslos an, dann behauptet er mit Selbstverständlichkeit: „Das ist doch der, dem der Krieg gehört!“

B. M.

Beim Arzt

„Herr Müller, ich befürchte, daß Ihre Frau das Sprechbreinigen einbüßen wird!“
„Na, hoffen wir das Beste, Herr Doktor!“

Ermahnung

Der Herr Professor erweist die beiden Brüder Müller während der Schulpause in herzhaften Gekaus.

„Buben!“ mahnt der Herr Professor, „seid nicht wie Cain, von dem ich euch doch nützlich erzählt! Eud verjöhnlich wie Abel, der von seinem Bruder erschlagen wurde und sich dem noch nicht rächte!“

Die Treulose

Eie: „Was wüßst du tun, wenn ich sterben sollte?“

Er: „Vermutlich daselbe, was du tun würdest.“

Eie: „D, du Clender! Und ich habe die so fest geglaubt, als du mir versprachst, nie wieder zu heiraten.“

Caras y Carillas

Abwechslung

„Wie sich jemand in dieser Kleinstadt wehlfühlen kann, verstehe ich einfach nicht! Sind Sie denn gar nicht einjam hier?“

„Wiejo einjam? Gar keine Rede! Man hat doch seine Abwechslung. Geben Sie, zum Beispiel kam vorher ein fremder Hund vorbei, dann ein Schwein und jetzt sind ja Sie da!“

Der Wettstreit

Anton Leidl



Beim diesjährigen großen Preiseierlegen zwischen den Hühnern und den Osterhasen siegten auch heuer wieder ganz überlegen die Hasen.

Ein Araberführer erhielt als siebzehnjähriger Jüngling von seinem Vater ein schönes weißes Pferd zum Geschenk. Alle Kameraden waren darauf erpicht, namentlich aber der Häuptling Jusuf. Alle seine Angebote für das Pferd wurden aber zurückgewiesen und er beschloß, sich durch List des Pferdes zu bemächtigen. Als der Jüngling erst am Spätabend sein Ross zumute, stiebt ihn ein am Wege stehender, anscheinend von Müdigkeit überwältigter alter Bettler im Namen des Propheten an, ihn nach dem nächsten Ort zu schaffen. Abd-el-Kader stieg ab und half dem Bittenden in den Sattel, aber kaum war dies geschehen, so warf dieser seine Verkleidung ab, gab sich höflich lobend als Jusuf zu erkennen und jagte davon. Der anfängs überraschte Jüngling rief ihm nach: „Ich schenke dir das Pferd unter der Bedingung, daß du niemandem erzählst, wie du mich hintergangen hast. Es möchte sich sonst künftig jedermann scheuen, einen anderen Gutes zu tun!“ Jusuf hielt bei diesen Worten an, kehrte rasig zurück und gab das Pferd dem jungen Abd-el-Kader zurück, dessen anhänglichster Freund er sein Leben lang blieb.

O. M. H.



„Ich war fünf Jahre alt, als ich anfing, Klavier zu lernen.“
 „Und wie alt waren Sie, als Sie es wieder verlernten?“

Autor und Drucker

Von Dora Weiß

Der sehr produktive Romanschriftsteller Rudolf E. las die Korrektur seines neuesten Romans. Das war allemal eine Arbeit, bei der einem die Galle überlaufen konnte. Nützlich, gerade wieder bei einer packenden Vorlesung hatte der berühmteste Kritiker aus der Druckerei sein Unwesen getrieben. Zum Entsetzen des Dichters prallte ihm auf Seite 118 folgender Satz entgegen:

„Unbefangenen und fröhlich sprach Oreda weiter, indes Albert, ganz in den Anblick der Geliebten versunken, heimlich ihre herrlichen Lippen bewunderte.“

Der Dichter machte mit roter Tinte einen Streich durch das „d“ des vorletzten Wortes und setzte dafür ein „l“, denn natürlich bewunderte der junge Mann die Lippen der Geliebten und nicht ihre Lippen.

Beim nochmaligen Korrekturlesen aber packte den Verfasser eine gelinde Wut, denn nun lautete der Satz auf Seite 118 so:

„Unbefangenen und fröhlich sprach Oreda weiter, indes Albert, ganz in den Anblick der Geliebten versunken, heimlich ihre herrlichen Lippen bewunderte.“

Als wieder ein dieser Streich durch das falsche „l“ und ein dentliches „d“ an den Rand geschrieben! Um ein übriges zu tun, fügte der ergürnte Dichter als Anmerkung für den Drucker hinzu: „Donnerwetter, guten Sie doch endlich richtig hin!“

Als die Bögen zur endgültig letzten Korrektur aus der Druckerei kamen, stand auf Seite 118 zu lesen:

„Unbefangenen und fröhlich sprach Oreda weiter, indes Albert, ganz in den Anblick der Geliebten versunken, heimlich ihre herrlichen Lippen bewunderte. Donnerwetter, guten Sie doch endlich richtig hin!“

Der Hellscher

„Würden Sie von einem anonymen Brief, in dem man Ihre Frau der Untreue beschuldigt, Notiz nehmen?“

„Keinesfalls! Ich würde ihn nicht einmal öffnen.“

Le Révé

Festgenagelt

„Warum machtest du solchen Lärm, als Doktor dich im Wintergarten küßte? Rieft du um Hilfe?“

„Nein, um Jaugen!“

Life

Berliner Kunst in München

Neue Pinakothek

10—17 Uhr

Eintritt 50 Pfennig

15. März bis 7. Mai

Liebe Jugend!

In der Stadtvorstandssitzung unseres Heimatortes M. werden Klagen über den städtischen Bücherleiter vorgebracht. Der würdige Stadtwater Bücherler erhebt sich von seinem Sitz und erzählt in vollster Deut der Entrüstung folgendes: Mein Sohn verlangt ein religiöses Buch, „Die fremde Seele“ und erhebt dafür „Fips, der Affe“ mit dem Bemerkung: es wäre etwas Ähnliches, das Gemeinliche sei annehmbar. — Das wollen Vorgesetzte sein.

Mit diesen Worten setzte sich der ehrbare Stadtwater und blühte entrüstet auf einige lächelnde Mienen.

*

Beim Anseher sitzen die ersten Gäste im Saal, ein wenig fröhlich, aber doch empfindlich für alles, was die Natur in dieser Jahreszeit bereits bietet.

Ein lebhafter Konversation jagt zwischen den Tischen umher. Man selbst beschäftigt seinen Dreieck. Zu Wölsch hält das junge Tierchen bei einer eleganten Dame inne, hebt sein Hinterbein und vollführt die damit eingeleitete Handlung an ihrem Mantel.

Darauf meint der Besitzer des Hundes, ein behäbiger Mänscher, etwas unerschuldig: „Ja wissen E., er wart halt mit mir‘n Esen beim Eschlau; seiden is er nimmer jo gut beinander...“

*

Im G. Hirth Verlag erschien:

Die lustige Arche

Ein fröhliches Buch

von Fred Endrikat

zum Exemplarpreis von RM. 1.20

Fred Endrikat der einzigartige Brettleichter, der geistreiche und temperamentvolle Konfessionar des deutschen literarischen Kabarets hat seine von tiefgründiger Weisheit und Wahrheit durchdrungenen Tiergedichte in einem Bändchen vereinigt, das unter dem Titel „Die lustige Arche“ alle Freunde eines wirklichen deutschen Humors begeistern wird. Da durch die propagandistische Tätigkeit des Dichters zu erwarten ist, daß die Auflage rasch vergriffen sein wird, wenden sich Interessenten heute schon an den

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Am 1. Mai des vergangenen Jahres, dem Tag der Deutschen Arbeit, wurde zum erstenmal der schönsten Festtag der Deutschen Arbeitsfront von vielen Volksgenossen öffentlich getragen.

Ich stand mit meinem achtjährigen Töchterchen aus dem Balkon, als mit schneidiger Marschmusik an der Spitze, ein gewisser Jung deutscher Arbeitsmänner vorbeimarschierte. Alle gleichmäßig angetan mit dem neuen festlichen Anzug und der Schirmmütze.

Da höst mich meine Kleine an und sagt: „Siehst, Popp, des ja lauta Diamant... der Müg'n nach schein' s lauta Gajoneta...!“

Praktisch

Dußer Nebel hing über dem Hofen, kam zum glitz das Schiff dem Fahrenwasser zu.

„Käpten, die Eiere arbeitet nicht mehr. Das Ding is kaputt!“ ruft plötzlich der Mann dem Manne am Steuer zu.

„Was?!“ donnert es zurück.

„Käpten, wenn Du alle zehn Sekunden jo fragst wie eben, brauchen wir keine Eiere!“

Unter Landstreichern

„Neulich traf ich auf einen Hund, der me: so zutraulich, daß er mir ans der Hand fraß!“

„Da hast Du Glück gehabt! Ich traf nie: lieb auf einen, der fraß nie aus dem Beiß!“

Bekanntmachung

Morgen abend findet im Gemeinrat ein Vortrag statt über:

„Geht hin, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer!“

Eintritt frei!

Getroffen

„Den Schweller kenne ich wie meine eigne Laibel!“

„Ja — er ist ein ganz gehaltreicher Mensch!“

Kritik

„Der dike Lehmann kommt mir vor wie ein Verflucht!“

„Wieso?“

„Aufsen fett und innen roht!“

Bewußtsein
in
Din

DIE JUNGEN ANZEIGE

„Der
Jugend“

KUNSTPOSTKARTEN

In vorzüglichem Vierfarbendruck nach Bildervereinerungen aus der „Jugend“ liefern wir 20 Stk. für 90 Pf., die ganze Serie von 170 Stk. für RM. 6.— franko G. HIRTH VERLAG AG. München 2 NO — Herrnstraße 10



LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

Mit 12 Kupfern nach Charles Eisen sind im unterzeichneten Verlag in einer vorzüglich illustrierten Ausgabe zum Preise von RM. 2.70 erschienen. Zu beziehen durch den Buchhandel oder durch den Verlag G. HIRTH VERLAG AG. MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Zur Anfertigung jeder Art
Drucksachen

Wer kauft schafft Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEÄTER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN GUNDERTS
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE BERLIN SO 10
RUNDSTRA 20
FERNRUF: P 7 JANNOWITZ SAMUEL-NR. 5116

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pf. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von ca. 50.000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Lost den Sportfischer

die vorzüglich ausgestattete Fachzeitschrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Fischereisport-Verlag
Dr. Hans Schindler
München NW 2
Karlstra 44

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ — über 1000 verkleinertete Abbildungen der in Millionen von Exemplaren als Wandschmuck verbreiteten Vierfarbendrucke. Preis ohne Porto RM. 2.70. Bestellungen durch den Buchhandel oder den unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG., München, Herrnstr. 10

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gesunde und praktische Lebensweisheit nach gesammelten Erkenntnissen der Philosophie vom Altertum bis zur Gegenwart. 480 Seiten in Gaszelle gebunden zu RM. 2.85 zuzüglich 40 Pf. für Porto. Zu haben in den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

„So, jetzt malt!“ ...

In einer Innsbrucker Künstlerkapsel, in welcher sich allabendlich eine farnerbunte Gesellschaft junger Schauspieler, Maler, Musiker und Schriftsteller verjammelte, war auch Ludwig Martinelli, damals noch Dekorationsmaler, später beliebter und berühmter Schauspieler des Deutschen Volkstheaters in Wien und unüberwundener Interpret Angenruberscher Gestalten, ein gern gesehener Gast.

Unter diesem lofen Bohémewölftchen wurde nun eines Tages darüber gestritten, welche Kunst am schwersten zu erlernen sei, und ein jeder der jungen übermütigen Buchhändler stellte selbstredend die von ihm ausgeübte Kunst als die allerschwerste hin.

Unter diesem lofen Bohémewölftchen wurde nun eines Tages darüber läßen Schauspieler etwas zu dämpfen, weil Martinelli schließlich eine Worte auf zehn Fläschchen Literale Notwein an, daß er innerhalb acht Tagen den Beweis liefern wolle, wie leicht es sei, Schauspieler zu werden. Martinelli studierte die Rolle des Traufschmal in der bekannten Poesen „Früh-Loatsch“, trat nach acht Tagen vor anseherlaufen-Hause auf und erzielte einen solchen Erfolg, daß er sich bald darauf für immer der Schauspielkunst widmete.

Am Tage nach seiner Vorstellung aber lud er die Künstler, mit denen er gemeinet hatte, in sein Atelier, stellte ihnen Weinwand, Farben, Pinsel und Palette zur Verfügung und sagte lakonisch:

„So jetzt malt!“

F. S.

FOTO-ECKE

Was Fotografieren wir im April?

Der April ist recht vielseitig. Schon allein wenn wir das sortichwörtlich gewordenen Wetter anschauen. Der Wechsel zwischen Regen und Sonnenschein erdnet Motive mit besonderem Stimmungsgehalt. Wir sollen uns nicht von dem unzuverlässigen Wetter zerwickeln lassen, sondern hinaus ins Freie wandern. Das Straßenschild bekommt einen charakteristischen Charakter. Der Regen läßt auf dem Asphalt lustige Spiegelungen und Reflexe erschöpfen, und wenn nach einer Regenstunde die Sonne lacht, dann bekommen wir durch reiche Hell-Dunkel-Werte ein hängendes Bild.

In den Anlagen unserer Städte erscheint das erste Grün. Rein und leuchtend hebt sich die Farbe von dem noch grauen und unbeflechten Astwerk an den Spitzen der Zweige ab, und das Ganze sieht von weitem wie ein feiner Schleier aus dem Himmel zeigen sich prächtige Wolken, und wenn wir mit hellem Filter arbeiten, ist es nicht schwer, diese Stimmung festzuhalten. Tiefe Perspektive wird günstig sein. Dann kommt der Horizont weit nach unten zu liegen, und die Bäume und Sträucher klar gegen den Himmel, von dem sie sich in ihrer Form gut abheben. Man kann die Kamera unbedenklich fast bis auf die Erde stellen und etwas nach oben neigen. Das gibt dann recht lustige Bilder aus der Forschungsansicht. Auch Menschen sehen aus dieser Sicht gut aus, weil jeder störende Hintergrund ausgeschlossen ist und sich die Figur vom Himmel abhebt.

Die Aufnahmen soll man nicht allein zur im Gegenlicht herstellen. Wenn es auf die Wiederkehr der feinen Tonunterschiede ankommt, ist schärfer von vorn erfarbtes Licht (also helles Seitenlicht) vorzuziehen.

Gut wird es sein, wenn wir uns nicht allein nur große Motive, sondern auch kleinere Ausschnitte auswählen. Ein Zweig mit zumeist Grün wird oft mehr sagen, als eine ganze Landschaft. Denn durch den kleinen Ausschnitt ist großer Darstellung geben wir unserem Bilde Klarheit.

Und nicht unnötige Dinge beim Fotografieren mit-schleppen! Ein Stativ werden wir kaum benötigen. Wir fertigen ja heute meist Momentaufnahmen, und dabei wird ein Stativ nur hinderlich. Was wir unbedingt benötigen, ist ein helles Filter, die Gegenlichtblende zur Erlangung klarer Aufnahmen und reichliches Filmmaterial.

Was gibt es Neues?

Hant und Mämosa brachten neue panchromatische Filme unter der Bezeichnung Pancolor und Paschroma. Beide sind feinkörnig, besitzen gedrückte Rotempfindlichkeit (also Tageslichtmaterial) und eine Empfindlichkeit von 17¹⁰⁰ DIN.

Vielständer brachte eine neue Besva-Kamera, bei der sich der Ansömer am Laufboden befindet. Vielständer veranstaltet ein großes Preisaussschreiben „Das lebendige Bild“. Preise im Gesamtwert von RM. 800. Bedingungen durch die Firma in Dranschweiz, Cammerstraße 7, oder den Fotohändler.

Die G. Hirth Verlag AG, in München bringt eine Bedruckte „Hilfen in den Sommer“ von Gerhard Isert heraus, die ab Mai gratis im Fotohandel zu haben ist. Das ist keine Reklamatschrift, sondern ein wirkliches Lehrbuch in erschöpfender Anstaltung. Man hat gut, sich schon heute bei weitem Fotohändler ein Exemplar reservieren zu lassen, da ein solches Buch natürlich schnell vergriffen sein wird.

Neu!

DEINE KAMERA

GEHT GELD VERDIENEN



Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt gibt es Abstrazellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen der Interessenten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennig durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt!

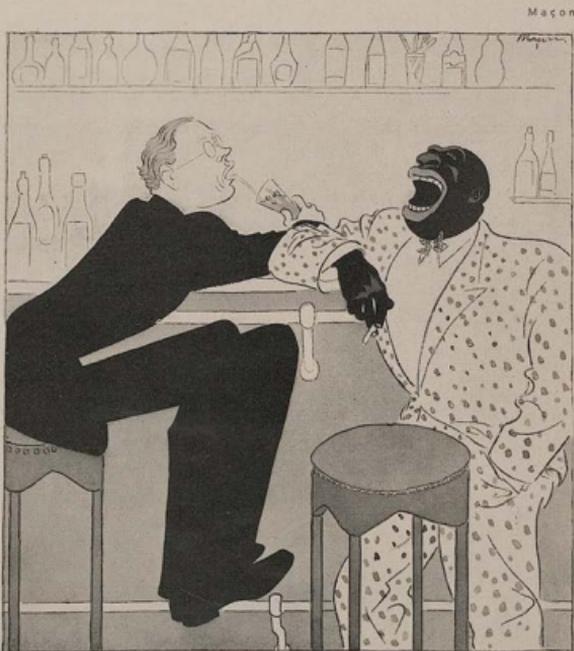
Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen: in Bloemendal, Budapest, Haïda, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



„Daß Sie Neger sind, habe ich sofort bemerkt!“

„Ei... an was denn?“

„Am Akzent.“

Oh, dieser Bernard Shaw!

Die neue Gouvernante verweigert an ihren erzieherischen Erfolgen; der kleine Johnny gebraucht jo schreckliche Worte und alle Strafen nützen nichts. Was sollten Johnny Eltern von ihren Fähigkeiten denken! Schließlich sprach sie mit ihrem Vater darüber. Doch dieser soziale Herr lacht nur und meinte: „Lassen Sie ihn man! Bernard Shaw gebraucht dieselben Worte. Oft sogar noch viel schlimmere.“ Darauf die Gouvernante: „Dann ist er aber kein Verehrer für Johnny! Bitte, verbieten Sie Johnny, mit Bernard Shaw zu spielen!“

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unverfälschten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner feinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 60jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Albin Senke Me Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Haß und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundtaten, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgezeichnet zur Ehrenrettung einer verleumdeten Frau, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielte.

Franz Seix Humor in Versen

Ein Vortragebuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchslosen Reimereien werden vor allem in Vereinskreisen besonders Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag A.G. / München
Herrnstraße 10

Ein Wortspiel

Des berühmten Chemikers Justus v. Liebig Schwelgerei ist ein Herr Carriere gewesen. Aber ihn gab es einst ein reizendes Wortspiel. Carriere war Privatdozent in Gießen, Liebig gleichzeitig dort Professor. Da den Herrn Carriere niemand leiden mochte, so brauchte er so lang zu nichts Nichten, bis er die Tochter des berühmten Mannes heiratete.

Man prägen böse Jungen den scherzhaften Satz:
„Carriere machte sich missliebig — aber durch Miß Liebig machte er Carriere.“

K. A. P.

Wenn Schotten protestieren...

Von Jon Klug

In Edinburgh versammelten sich einige hundert Bürger. Es galt eine Resolution zu fassen, in einer Angelegenheit, die alle Schottländer angeht. Der Einberufer begann mit erhebener Stimme:

„Schottländer! — Bürger!

Jahzehntelang haben altmodische Wählblätter es nicht unter ihrer Würde gefunden, die Figur des „seritireuten Professors“, der angeblich immer seinen Schiern verpflegt, den Wähler auszuzeichnen. Bis zum Überdruß. Seit einiger Zeit man wissen diese Wähler scheinbar nichts besseres, als eine unserer Tugenden — ja, ich möchte sogar sagen unserer „Nation“ alinierend“ — zu verunglimpfen. Aus unserer bekannten Exparianete machten sie Grotz. In maßloser Übertreibung wird diese unsere Tugend verunglimpft, lächerlich gemacht, und dies nicht etwa ad und zu einmal, sondern unanzuseht. Auch die Geduld von Aposteln hat aber schließlich einmal ein Ende. Wir erheben feierlichen Protest und ich schlaue der ehrenwerten Versammlung vor, folgendes Verwahnungs- und Protestschreiben an eines der führenden Wählblätter in Mitteleuropa zu richten. Diese Resolution lautet:

Verehrliche Schreyfteilung!

Die hier versammelten 847 Bürger von Schottland — alles angesehenen Männer aus allen Ständen — verwahren sich auf das entschiedenste gegen die unangesehten Verleumdungen und Herabsetzungen durch Ihre ebenso geschmacklos wie unrichtigen Behauptungen, daß wir Schotten geizig seien. Wissen Sie denn eigentlich, was Sie mit diesen wüßig sein sollenden Erzählungen für Schaden stiften? Haben Sie gar kein Verantwortungsbewußtsein für die Jugend gegenüber? Wie soll die Jugend zu Exparianete erzogen werden, wenn sie sieht, daß diese Exparianete verachtet und verspottet wird? Reizende Landleute führen Klage darüber, daß man sie im Auslande bei Einkäufen stark überbäut. So wie der Verkäufer merkt, daß er es mit einem Schotten zu tun hat, rechnet er für eine Ware das Doppelte. Weil er fürchtet, daß der angeblich so geizige Schotte den Preis stark zu drücken versuchen wird. Kommt einer unserer Landleute in eine fremde Stadt und trägt sich ins Hotelbuch ein, sofort vergrößert der Portier sein Gebot zu einem Weinchen und gibt dem überigen Personal einen Wink, daß man bei uns ein fünf Trinkgeld hoffen kann. Um dies zu entfräften, geben wir dann oft viel mehr an Trinkgeldern als anderen Völkern. Sie sehen also, meine verehrten Herren Redakteure, wozu Ihre ewigen Schottenweise führen. Die hier versammelten Bürger wissen sich eins mit all ihren Landleuten und erfinden — nein, fordern Sie auf, sich andere Wählfiguren vorzunehmen.“

Dieses Protestschreiben wurde mit Jubel einstimmig angenommen. Alles war also in schönster Ordnung. Freuden ist dieser Brief nicht abgesandt worden — weil keiner der 847 Anwesenden das Geld für die Briefmarke anzulegen wollte...

Die Skandalgeschichten

Der bekannte Pariser Verleger Leroy schied eines Tages an Voltaire: „Ich habe sieben eine Anzahl von Skandalanedoten über Sie erhalten, würde aber deren Druck unterlassen, wenn Sie mir umgehend einhundert Louisd'or schicken.“

Voltaire antwortete darauf: „Ich danke Ihnen bestens für Ihre freundliche Aufmerksamkeit; ich habe indessen selbst noch eine Anzahl Skandalanedoten über mich und stelle Ihnen dieselben für fünfzig Louisd'or gerne zur Verfügung.“

F. S.



Ina Seidel: „Dichter, Volkstum und Sprache“. Ausgewählte Vorträge und Aufsätze. 230 S. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Die Erzählerin Ina Seidel hat eine Reihe von Aufsätzen und Vorträgen unter dem Titel des vor der Münchener Studentenenschaft gehaltenen Vortrages „Dichter, Volkstum und Sprache“ zusammengefaßt. Es handelt sich um verschiedenartige Arbeiten aus dem letzten Jahrzehnt. Bedeutender und gewichtiger als die Titelarbeit, die oft erörterte Dinge lediglich auf persönliche Art noch einmal ausspricht, ist die umfangreichste Abhandlung des Buches, die sich mit „Goethe und die Frau“ beschäftigt. Hier walt die Dichterin eine von großer Sachkenntnis getragene Charakteristik des Menschen Goethe und seiner beispielhaften Einstellung zu Mutter, Schwager, Gattin und Geliebten zu geben, eine Charakteristik, die sich zu einer sehr wesentlichen Beleuchtung des weitgefächerten Goetheschen Bildungsbegriffes erweitert. In den kleineren Beiträgen über ihr künstlerisch nahestehernde Dichter wie W. von Scholz, Lulu von Strauß und Tornay, Albrecht Schaeffer, Moeller van den Bruck u. a. bewährt sie sich als eine kluge, kritisch-wachsame Deuterin zeitgenössischer Dichtung. Nicht weniger aber als die beiden Essays über die Entstehung des „Wunschkindes“ und den „Berliner Abendgang“ bringen auch diese Arbeiten sehr Anschauliches über das Wesen der Dichterin selbst, so daß man den an sich einheitlich, sondern zufällig gefügten Band dann am meisten gerecht wird, wenn man ihn als eine Gabe der Dichterin an die Freunde ihrer epischen Kunst versteht.

Karl Ude

Eduard Stucken: „Die weißen Götter“. Festausgabe, 120 Seiten, in Gzl. 8,50 M. Paul Zsolnay-Verlag, Wien, Berlin.

Gegenstand dieses weitangelegten, schlechthin monumentalen Werkes, das anfänglich als siebzigstes Jahrbuch des Dichters in einer neuen Ausgabe; zusammengefaßt in einem festlich ausgestatteten Ganzleinenband und versehen mit Geleitworten von Rudolf G. Binding, W. von Scholz, Hermann Hesse u. a., erschien, ist die langjährige Eroberung Mexikos durch die Spanier zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Der Kastilier Cortes, der mit 500 Freiweibern die fremde Küste anseht, und Montezuma, der Herr von Mexiko, sind die beiden entscheidenden Gegenspieler, und über diese hinaus Christentum und Heidentum, europäische und asiatische Kultur, Bedürfnis, Mutus und Gramus ist der Zusammenhang dieser beiden Welten, die Stücken, der Sagenforscher und vorzügliche Kenner fremdländischer Kulturen, mit einer ungläublichen Anschaulichkeit aufleben läßt. In einer Unmenge prägnant erfundener Szenen bündelt er die Schicksale seiner kaum zählbaren Figuren; er charakterisiert alle ihm wesentlichen Gestalten aus der bunt zusammengewürfelten Mannschaft des Cortes, geht allen Zerrissenheiten und Spannungen unter den Eroberern nach und zeigt auf der andern Seite noch meisterhafter das Brauchtum und die Unheiligkeit der Indianerstämme, die sich gegenseitig antreiben und so erst den weißen Göttern den Zugang in ihr Land ermöglichen; in großgeheuren unvergleichlichen Geschehnissen läßt er die heidnisch-fremdartige Kultur dieser von europäischem Einfluß noch unberührten Völker aufleben, mit solcher Farbenpracht und in einer solchen epischen Selbstverständlichkeit, daß man glauben möchte, es handle sich nicht um einen deutschen Roman, sondern um die Übersetzung einer alten zeitgenössischen Chronik. Keine menschliche Leidenschaft, keine Jugend, kein Liebesleid, das nicht in dieser Romanwelt zur Entfaltung käme. Die Europäer bleiben die Sieger in diesem ungleichen Kampf, aber ob das Errungene den Untergang der großen indianischen Kulturen und die Anzahl an Menschenopfern aufwiegt — diese Frage läßt der tragisch gedämpfte Ausklang des Romanes offen. Ungewöhnliche Phantasieaufblähung, Sprachgewalt, geistige Durchdringung, bewundernswerte Sachkenntnis und ein recht eisiger Aufbau zeichnen dieses Werk aus, und selbst wenn stollenweise ein Zweifel an Eindrücken und Einzelheiten gegeben und die Straffheit der Linienführung gelockert wird — seiner inneren Größe nach scheint dieses einzigartige Buch dazu berufen, den Namen des Erzählers Stucken, dessen dramatisches Werk mit der Neuronautik vergänglich würde, noch für lange Zeit lebendig zu halten.

Karl Ude

Die kleine Chronik der Anna Magdalena Bach, 300 Seiten. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig.

Zu den lebenswichtigsten Versuchen, die große Persönlichkeit des Thomaskantors in plastischer Lebendigkeit erstehen zu lassen, gehört diese „Kleine Chronik der Anna Magdalena Bach“. Anna Magdalena ist die zweite Gattin des Meisters gewesen, die ihn um einige Jahre überlebt hat, eine kluge und sehr mütterliche Frau, die musikalisch sehr genau, um Sebastians Mitarbeiterin sein zu können, ihr nun ist die Verfasserschaft der uns vorliegenden „Chronik“ zugeschrieben, die in Wahrheit von einer Dichterin unserer Tage stammt, die jedoch ungenant bleiben will. Es ist also eine richtiggelegte Geschichtsfälschung, die hier vorgenommen wurde; jedoch ist die Einführung der Verfasserin in die Atmosphäre des Bachschen Hauses und seiner Menschen so stark, daß man sich gern für diese Art von Lebensbeschreibung gewinnen läßt. Aus der Demut dieses rein weiblichen Gemütes, aus der Hingabe einer ebenso mädchenhaften wie mütterlichen Frau, für die es stets das größte Wunder war, die Gattin des einzigartigen Sebastian zu sein, wächst hier das Lebensbild eines sehr frommen, gütigen und überragenden, aber ganz menschlichen Menschen. Eine solche Wärme und Innigkeit liegt zwischen den Zeilen ausgebreitet, daß man wundersam von dieser stillen Prosa angegriffen wird und sich nicht verdrillen läßt, wenn manchmal ein sentimentaler Ton mitklingt und die gute Anna Magdalena in ihrer Hochachtung und Verehrung weiter geht, als wir es für wahr halten mögen.

Karl Ude

Hamsun und der Selbstmörder

Man fass' es auf, wie man mag:

Unfer Jahrbuchendag loch in der Zukunft; Knut Hamsun war — entäußert — aus Amerika zurück und lebte in Kopenhagen. Als die Sekunde erfüllter war, betrat er ein Café, wo der dänische Dichter Thobias Kraagh auf ihn wartete. Kraagh hielt den Kopf in den Händen und hatte Welfschmerz (das deutsche Wort ward international gebraucht). Er war fest entschlossen, sich aufzuhängen.

Hamsun war nicht so etöschig fahlos, dem Freund einen Pump anzubieten; vielmehr konnte er es auch nicht. Er gestand ihm, daß er sich schon lange danach sehnte, einen lebendigen Dichter zu sehen, und bat ihn um die Erlaubnis, dem Akt beizuhören. Kraagh konnte die Bitte nicht abschlagen und nahm den lebenswichtigen Freund mit in sein Zimmer. Sie wählten mit Umsicht den passenden Fensterbalken aus, fest genug für Kraagh, mit fünfjähriger Beleuchtung.

Aber noch ehe eine Schlinge geworden war, entschloß sich Kraagh, sein Leben weiterzuleben. Da stand nun Knut Hamsun — er blickte fassungslos und mit tiefem Verwurf in die Augen des Dänen und sprach zu ihm: „Und das nennst du Freundschaft!“

D. P.

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

soll von jedem waldgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/3jährlich RM. 3.—, jährlich RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 596160**



Kowno

Erich Wilke



„Das Urteil ist sicher gerecht — nur schade, daß wir es nicht lesen können.“